

Vom Wesen des schwäbischen Fachwerks

Von Paul Klopfer

Die ersten Holzhäuser

Der Wald ist ein Stück Kleid unserer Heimat. Mit den grünen Wiesen, den gelben Feldern, dem Mosaik der Dörfer und Städte sind die blauschwarzen Flecken und Streifen kostbare Besatzstücke ihres Gewandes, geheimnisvolle Flächen, die uns locken. Der Wald birgt unsere Quellen, unser Wild, er hat Teil an Wind und Wetter, er sorgt für die Reinheit der Luft, für Gesundheit und Tüchtigkeit der Bewohner. Aus seinem Reichtum schufen unsere Vorfahren sich ihre ersten Häuser. Die Pfahlbauten von Unteruhldingen und Buchau belehren uns eingehend, wie die Stämme, Äste und Zweige aus dem Wald zu Wänden und Dächern gewandelt wurden, und wie er damit zur mittelbaren Ursache wurde für das Entstehen und Wachsen unserer heimatlichen Kultur. Und wenn auch seit der jüngeren Steinzeit bis zum heutigen Tage rund fünftausend Jahre vergangen sein mögen, so ist die Grundlage des Holzbaues in der einfachen und klaren Gestaltung des Hauses mit seinem Giebeldach doch dieselbe geblieben, mögen sich nun in dem einen Falle die Wohn- und Wirtschaftsräume unter einem einzigen mächtigen Dach zusammenschließen, oder mögen sie getrennt nach Wohnhaus, Stall und Scheuer sich um einen Hof gruppieren.

Der Aufbau des Fachwerks

Jedes Bauwerk wird von unten nach oben aufgeführt, das ist eine uralte Weisheit. Erst kommen die Fundamente, dann das Kellergeschoß, und dann die Geschosse über dem Erdboden. Nur um diese kann es sich beim Holzbau handeln, denn im Boden würde das Holz faulen und damit das Haus in seiner Festigkeit gefährden. Darum wird der Unterbau des Hauses aus Stein gemauert, er ist der Sockel, auf dem sich das Holzwerk trocken und sicher erheben kann. Betrachten wir auf diesen Unterbau hin die schwäbischen Fachwerkhäuser, so werden wir durchweg feststellen können, daß dieser entweder das ganze Erdgeschoß oder mindestens einen Teil davon beansprucht, der zu wirtschaftlichen Zwecken verwendet wird. Der Schwabe kennt, entgegen dem Norddeutschen, heute noch das Wort „Souterrain“, er meint aber gerade nicht das, was „unter der Erde“, sondern vielmehr das, was über der Erde liegt, nämlich die von steinernen Mauern umgebenen Erdgeschoßräume, die das Fachwerk tragen. Es sind dies

vielfach Gewölbe zur Aufnahme von Feldfrüchten und von Obst. Erst unter dem Souterrain befindet sich der eigentliche Keller, zu ihm führt – vielfach von außen her – eine Treppe, da und dort auch eine Rampe hinab zu den Fässern mit dem schwäbischen Nationalgetränk, dem Apfel- und Birnenmost. Dieser Keller ist gewölbt und in Ziegeln gemauert, der Boden ist aus Lehmestrich, Beton würde dem edlen Getränk schaden. Außer diesem Mostkeller gab es im alten Schwabenhaus keine Keller in dieser Tiefe, da, wie gesagt, das „Souterrain“ im wesentlichen dessen Obriegkeiten erfüllte.

Auf den steinernen Unterbau stellt sich das *Fachwerk*. Es umschließt die eigentlichen Wohnräume, die damit sozusagen das „Obergeschoß“ ausmachen. Darüber steht stolz der hohe Giebel in einer Dreiecksform, die mit dem Dach dahinter das Gesamtbild nicht allein des Hauses, sondern weithin die Harmonie des Dorfes oder der Kleinstadt bestimmt, wenn nur diese Grundfigur überall in der ihr eigenen Bemessung eingehalten wird. Leider ist seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts auf diese Grundfigur zu wenig Rücksicht beim Bau der Häuser genommen worden, und so mußte es kommen, daß allmählich jene Harmonie des Heimatbildes vor dem Chaos der aus irgendwelchen Zweckformen geborenen anderen Giebeldreiecke schwand. Wie nun kam diese ursprüngliche Giebelfigur seinerzeit zustande?

Sie zeigt nicht ein gleichseitiges Dreieck, wie es im gotischen Stil üblich war, aber auch kein „Winkel-dach“, mit dem rechten Winkel an der Giebelspitze, sondern einen Winkel, der weniger als 90 Grad oben und mehr als 45 Grad am Giebelaufstand beträgt. Der zunftgerechte Handwerker fand die Winkel nicht rechnerisch, sondern durch Zirkel und Lineal¹.

Diese, wohl aus dem Handwerk der Deutschen Renaissance (zwischen 1500 und 1600) erwachsene Dachform finden wir nicht nur an den schwäbischen einfachen Bauern- und Bürgerhäusern, sondern über-

¹ Rechnen wir diese zeichnerische Lösung arithmetisch nach, so erhalten wir einen Giebelaufstandswinkel von rd. 54 Grad und 45 Min. Zeichnerisch genommen ist nämlich die Giebelhöhe gleich der Diagonale eines Quadrates mit der halben Grundseite des Giebeldreiecks, also genau entsprechend dem Verhältnis, das wir heute unter der bekannten Papier-Dinform bei unserer täglichen Schreibarbeit benutzen. Ziehen wir z. B. auf einer Postkarte die Diagonale, so ergibt sich ohne weiteres der oben genannte Winkel.



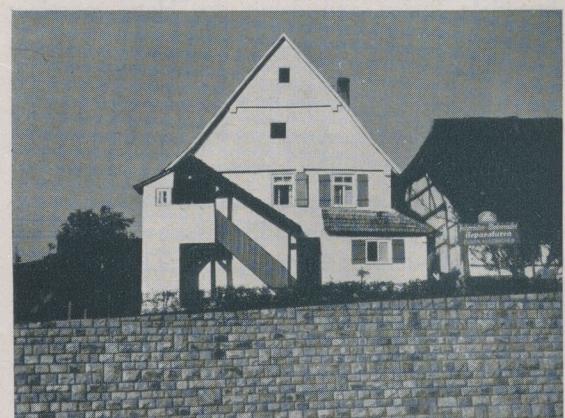
Gasthaus zum Hirsch in Lorch vor und nach der Freilegung des Fachwerks



Gasthaus zur Ratstube in Lorch vor und nach der Freilegung des Fachwerks



Fachwerkhaus bis 1950



Nach der Überputzung des Fachwerks

all in Deutschland, auch bei Schlössern und Palästen jener Zeit, also von Konstanz bis nach Bremen und von Köln bis nach Danzig. Wirtschaftlich bietet der vom Giebel eingeschlossene oberste Hausteil viel Raum für Giebelstuben und für die „Bühne“ (den Dachboden).

Die hier geschilderte Raumverteilung läßt ohne weiteres erkennen, daß eine „Parterrewohnung“ im üblichen Sinne nicht besteht, wir müssen schon eine Treppe hinaufgehen, wenn wir den Schwaben in seiner Wohnung aufsuchen wollen. Der norddeutsche Wanderer, der im schwäbischen Gasthaus Einkehr halten will, auch er muß nach oben steigen: dort ist die Wirtsstube! Es spricht etwas Intim-Wohnliches aus dieser Art, die so ganz entgegen der norddeutschen wie auch der ostdeutschen Art ist, welche die Gasträume zu ebener Erde womöglich mit freiem Ausgang nach einem Wirtsgarten anordnet.

Betrachten wir jetzt unser Fachwerkgeschoß näher auf seine konstruktive Art, so müssen wir vom Fußboden und seiner Balkenlage ausgehen, welche auf dem gemauerten Untergeschoß ruhen. Auf den Köpfen dieser Balkenlage, die zugleich die Decke (den Plafond) des Erdgeschosses bildet, liegt die kräftige Schwelle, in sie hineingezapft sind die Ständer, und diese wieder tragen den Rahmen oder das „Rähm“, auf dem schließlich die Balken für die Decke des eigentlichen Wohnraumes liegen, die damit zugleich den Fußboden des oberen, beziehungsweise des Giebelgeschosses aufnehmen. Wir sehen: Schwelle, Ständer und Rahmen machen die Tragkonstruktion des Fachwerks aus, eines bedingt das andere; die Schwelle nimmt die Ständer auf, diese tragen den Rahmen, und auf diesem wieder liegen die Balken des darüber befindlichen Geschosses. Daß diese Konstruktion den Namen des „Rahmenbaues“ trägt, ist uns nun verständlich: der Rahmen ist die Seele des Fachwerks, in sehr alten Häusern finden wir sogar doppelte Rahmen, die die schwere Last der Wände aufzunehmen haben. Im Gegensatz zu diesem fränkisch-schwäbischen Rahmenbau steht der niedersächsische „Ständerbau“, bei dem nicht die Rahmen, sondern die Ständer die Balken tragen, welche über diese oft weit hinausragen und dann durch Konsole gehalten werden.

Die Fachwerkswand und ihr Schmuck

Die Wand als Ganzes mit ihren Fenstern zwischen den Ständern bestand ursprünglich aus waagrecht übereinandergelegten Bohlen, und war etwas hinter die Ständer zurückgesetzt. Spätere Zeiten mit weniger Holzreichtum setzten anstelle der Bohlen mit Strohlehm umwickelte Stäbe (sogenannte Lehmwell-

ler), die zuletzt verputzt wurden. Heute werden die Gefache mit Lehmpatzen oder Ziegeln ausgefüllt. Im altschwäbischen Fachwerk stehen die Ständer weiter auseinander als im fränkischen, wie überhaupt mehr mit dem Holz gespart wird als dort – durch sogenannte „Kopfbänder“ aber wird die Last der Rahmen günstig verteilt, und die Ständer werden durch „Fußbänder“ noch gefestigt, im fränkischen Fachwerk hingegen werden ganze Streben in die Ständer oder aber unten in die Schwelle und oben in den Rahmen verzapft. Diese fränkische Art hat sich allmählich auch in unseren schwäbischen Gegenden durchgesetzt, das Bild ist gegen früher fröhlicher geworden, die Stabornamentik sozusagen geschwätziger, während dem Schwaben mehr das ernsthaft-nüchterne eignet. Als einen wesentlichen Faktor dieser „Ornamentik“ dürfen wir den sogenannten „Mann“ und „Halben Mann“ ansehen, im ersten Falle sind von der Schwelle her in den Ständer beiderseits Streben gezapft, gegen welche vom Rahmen oben her kürzere Streben in entgegengesetzter Richtung laufen, beim „Halben Mann“ geschieht dieses Spiel nur von einer Seite aus. Wie gesagt handelt es sich hier nicht um das urschwäbische Fachwerk, sondern um einen Einfluß von Franken her.

Zur Ornamentik gehören besonders aber die Füllungen unterhalb der Fenster, statisch ganz überflüssig, allein entstanden aus dem Schmuckbedürfnis des Erbauers. Wir finden da ganz einfache aufrechte Stützen oder Säulchen in der Mitte der Felder unter den Fenstern oder zwei Stützen in Strebstellung, die sich zu einer römischen V mit der Spitze auf der Schwelle schließen und als „Bauernfünf“ bekannt sind, oder Kreuzformen, aufrecht oder schräg, da und dort aus gotischem Brauch gebogen und gar mit einer gotischen „Nase“ versehen, oder aber rhombisch geordnet oder kreisförmig. An Häusern der Barockzeit können wir die Freude am Gebogenen und Geschweiften besonders häufig feststellen.

Schließlich kommt der Maler und pinselt, wo der Zimmermann die Kanten „abgefaßt“ hat, die Fasen farbig an, hier und da kommt es auch zu bebilderten Wandteilen. Das alles hört aber mit dem Ausgang des 18. Jahrhunderts auf.

Ein Wort noch über die Balkenköpfe, die als Schwelenträger des ersten Fachwerkgeschosses in der Flucht der Mauer eine Reihe schwarzer Punkte bilden, die Zwischenräume mit Stein oder Lehm ausgefüllt. Im Obergeschoß liegen sie, wie wir sahen, auf dem Rahmen auf. Da sie im Hause quer zur Längsseite verlegt werden, müßten sie eigentlich auch nur an den Längsseiten der Hausfront sichtbar sein, dem-



Gemeindehaus und Pfarrhaus in Lorch. Am Gemeindehaus (rechts) Fußknaggen; am Pfarrhaus (links) die „Bauernfünf“

gegenüber dürfen wir aber – dies bezieht sich auf die freistehenden Häuser – sehr häufig feststellen, daß die Balkenköpfe rings um das Haus an allen vier Seiten sichtbar sind, was besonders der – meist schmäleren – Giebelseite zum Vorteil gereicht. Für diese Anordnung ist wieder der schmückende Sinn des Baumeisters haftbar: er erfindet die sogenannten „Stichbalken“, sie werden an den Giebelseiten in den „Streichbalken“ gleich hinter der Giebelwand eingezapft. Auf diese Weise entsteht jener Rhythmus der Balkenköpfe in dem Wechsel von Holz und Füllmauerwerk oder Füllbrett rings um das ganze Haus herum. Nur da, wo über die Balkenköpfe und die Füllungen durchgehende Bretter gezogen werden, geht der Rhythmus verloren, und es besteht nur das breite Band in den Geschoßteilungen. Andererseits wird der Saum dann besonders ausdrucksstark, wenn (wie dies bis zum Ausgang der Barockzeit üblich war) das obere Geschoß beziehungsweise der Dachgiebel über das untere „vorkragt“, so daß die Balkenenden zuweilen bis zu 30 cm und mehr über der Hauswand vorstehen, und an den Stellen, wo sie über die Ständer ragen, noch durch Konsole gehalten werden. Gerade dieses durch die Geschoßvorkragung entstehende lebhafte Relief der Hauswand macht den Fachwerkbau so malerisch, und es ist nur bedauerlich, daß die späteren Zeiten, besonders von 1750 an, den Überstand immer geringer werden und zuletzt ganz verschwinden ließen.

Die Kunst der Deutschen Renaissance, als die Verquickung heimischer Bauweisen mit dem italienischen Formenreichtum aus klassischer Wurzel, hinterließ

auch im Fachwerk ihre Spuren, wir erkennen an reicherem Fachwerkbauten Säulen und Pilaster, ja, Atlanten und Karyatiden im Gesims den Zahnschnitt oder den durchgehenden Architrav – auch unser Schwaben wurde (vor allem in den Städten) von diesen Formen mehr oder minder stark beeinflußt. Bei alledem aber bleibt doch immer das *Holzsystem* das gleiche, und, je mehr es sich von der Renaissance und dem darauffolgenden Barock entfernt, wird dieses System immer nüchterner und nackter, ja, es macht sich überall eine gewisse Schulmeisterei bemerkbar, die den Einfluß maßgebender Stellen in den verschiedenen Bauverwaltungen verrät. Aus den Vorlagen für landwirtschaftliche Bauweise (etwa um 1800), wie sie unter anderem besonders von Friedrich Schinkel gefördert wurde, finden wir dergleichen nüchterne Umbildungen des einst so lebhaft-individuell geformten Fachwerks, gleichsam degradiert gegenüber der städtischen Bauweise, die damals vom Fachwerk nichts wissen wollte.

Ausklang und Verpflichtung

Und doch war diese schulmeisterliche Auffassung gesünder als die spätere der „Gründerjahre“, da romantische Allüren die Bauherren auf die abstruse Idee brachten, ihre Villen im Fachwerkstil zu erbauen, den sie vielleicht auf einer Ferienreise in landschaftlich schönen Gegenden kennengelernt hatten. Heute noch können wir dergleichen künstliche Fachwerkhäuser in den Straßen mancher Klein- oder Mittelstadt sehen: zwischen verkrampt gebogenen Streben lederfarbige Backsteinfüllungen, womöglich statt der durchgehenden Hölzer nur aufgenagelte Bretter, Spottgebürtungen einer verwirrten Architekturromantik.



Götzenmühle bei Lorch. Weit gestellte Ständer, Streben in Form des ganzen und halben „Mannes“

Demgegenüber begann in Orten mit wirklich echtem und schönem Fachwerk der Kleinbürger dieses zu überputzen, als schäme er sich, die Struktur seines Hauses offen zu zeigen; das Fachwerk war ihm zu ländlich, denn in der Stadt gibt es nur geputzte Häuser. Nur in einzelnen Fällen konnte der *Heimatschutz* es erreichen, daß ehedem wirklich schöne und monumentale Fachwerkhäuser, die eine spätere Zeit überputzt hatte, vom Verputz wieder frei gemacht wurden – sie stehen nun als Wahrzeichen alter Zimmerkunst der Kleinstadt da und werden vom Besucher bestaunt und – wenn er ein Herz auf dem rechten Fleck hat – warm begrüßt.

Aber solche Dinge sind selten. Es hat sich herausgestellt, daß die Befreiung des Fachwerks von der späteren Putzsicht und die Wiederherstellung des alten Zustandes teurer kommt als eine ganze Putzerneuerung und so wird wohl, sofern nicht von anderer Seite Mittel zufließen, wenig Hoffnung bestehen, daß unser altes ehrliches Fachwerk wie der Phönix aus der Asche so aus seinem Putzkleid heraus neu erstehen wird. Um so wichtiger aber ist es, das



Fachwerk im Einfluß des Jugendstils
Sämtliche Aufnahmen: Klopfer

heute noch vorhandene Fachwerk zu schützen und zu pflegen als eines der schönsten Dokumente unserer alten deutschen Holzarchitektur!

Höhlenfahrten in der südlichen Alb

Von Gerhard Dittrich

Unsere repräsentativen Schauhöhlen liegen teils im Gebiet des nördlichen Albtraufs, teils auf der Höhe der Albtafel (Nebel-, Bären-, Olgahöhle, Falkensteiner Höhle, Laichinger Schachthöhle, Charlottenhöhle u. s. w.). Für den Südfuß des Gebirges sind dagegen die zahlreichen Quelltöpfe (wie Aachtopf, Blautopf und Brenztopf) und reichlich schüttende Felsquellen („Vaucluse-Quellen“) bezeichnend, die aus einem ausgedehnten unterirdischen Speicher- und Röhrensystem gespeist werden. So basiert die Wasserversorgung von Sigmaringen im wesentlichen auf der Gorheimer Quelle links der Donau oberhalb der Stadt. Ein bis 4 Meter tiefer See, der auf 90 Meter Länge mit Nachen befahren werden kann, und dessen Spiegel die untere Grenze der Verkarstung („Karstwasserspiegel“) angibt, durchzieht die Wimsener Höhle bei Zwiefalten in ihrer ganzen Erstreckung. Als bescheidenes Gegenstück hierzu kann die Hönberg-Höhle im Schmeiental gelten, die von einem Eisenbahntunnel rechtwinklig durchschnitten wird. Von dem ursprünglichen, langgestreckten See ist hier nach dem Bahnbau nur ein dürftiger Rest übriggeblieben.

Die südliche Alb weist aber auch zahlreiche Trocken-

höhlen auf. Als Stützpunkt für Höhlenfahrten in diesem Raum erweist sich Sigmaringen als besonders geeignet. Bereits im Stadtgebiet selbst treten kleinere Höhlen auf (Abb. 1). Reizvoller sind Höhlenfahrten in das obere Donautal und in das Bittelschießer Täle (unteres Laucherttal NO Sigmaringen) bei Bingen/Hohenzollern. Über diese Höhlenbildungen ist durch die Lokalforschung (Arbeitsgruppen des Naturwiss. Kolloquiums und der Alpenvereins-Sektion Sigmaringen) in den letzten Jahren umfangreiches Beobachtungsmaterial gesammelt worden.

Im Bittelschießer Täle hat sich die Lauchert in den Jurakalk eingesägt, und hat zahlreiche Gewölbe, jetzt trockene, unterirdische Bachbetten angeschnitten. In diesen bestens erhaltenen, kaum durch Verbruch veränderten Röhren sind formvollendete Strudelkessel bemerkenswert. Im Innern einiger Höhlen, aber auch außen an den nahezu senkrechten Felswänden fallen horizontale Bänder und Hohlkehlen ins Auge, die als ehemalige Wasserstandsmarken zu deuten sein dürfen (Abb. 2). Mitunter ziehen sich die Gänge stark geneigt (gradlinig oder gewunden) oder gar senkrecht (wie in der Tiefenhöhe der Forstabtg. Frauenstock)